

Novemberdämmern

Autor(en): **Volkart, O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **1 (1911)**

Heft 42

PDF erstellt am: **08.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640570>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 42 · 1911

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

4. November

Novemberdämmern.

Don O. Volkart, Bern.

Die Blätter fallen im Walde,
Der Nebel zieht über's Tal,
Ein Bübchen ruft seinen Kühen
Und pfeift und jodelt zumal.

Schon funkelt Licht in den Häusern,
Die Farben tauchen ins Grau,
Es kommen glimmend die Sterne
Gemach im flimmernden Blau.

Hier sinn' ich still an der Halde,
Bis Nacht rings alles umfängt;
Es wehen kühler die Winde,
Ins Herz die Wehmut sich drängt.

Dater Klaus.

Aus „Heimwehland“ von Josef Reinhart.

Der junge Doktor Reinert mußte auch wieder einmal heimreisen. Nach Schönwyl hatte ihm der Vater geschrieben, ob er seine Heimat vergessen habe und seinen alten Vater.

So war er am Sonntagmorgen in den Zug gestiegen, und in einer Stunde war er schon in der Hauptstadt. Da hatte er nicht lange sich versäumt; er wußte wohl, der Vater wartete daheim mit Schmerzen.

Er trat den Heimweg an, dem Walde zu, hinter dem sich das Heimattälchen versteckte, wie ein unscheinbares, scheues Maitli. Als er jetzt auf dem Stadtweglein zum Walde heraustrat, war es ihm, als sähe er in ein offenes Bilderbuch. Seine Jugendzeit breitete sich vor ihm aus. Dort am Waldrande hinter den Bäumen das Schindelhaus, dort am Hügel an der Sonnenseite die Felder, wo er einst zu Acker getrieben mit dem Bruder, der jetzt schon lange fort war und nicht mehr geschrieben hatte, seit er im Unfrieden von Hause gegangen. Dort oben der Wald, wo sie von den hohen Nottannen die Lannzapfen geschüttelt und auf den Weisstannen die Nester ausgenommen. Dahinter wie ein Wächter der Berg, der jetzt noch ernst und kahl herunterschaute auf das Land herab, als wenn er horchte, ob der Frühling sich noch nicht bald zeigen wolle da unten, mit grünen Wiesen, gelben Hügeln und Buchfinkengesang. Der Berg, wo sie einst am Frühlingssonntag Waldhorne geschnitten und leere Bienenkörbe ausgesetzt und Flußblüemli geholt.

Früher war er immer gern wieder heimgekommen, da hatte ihn niemand mahnen müssen. Da war die Mutter noch da. Aber seit sie gestorben, war es anders geworden; sie

hatte immer Sorge gehabt, daß die harten Grinde sich nicht zu nahe kamen. Wie zwei starkköpfige Stiere hatte sie die beiden, Vater und Bruder, nebeneinander geführt, bis zum Tode. Dann war es nicht mehr gegangen. Der eine wollte hüft, der andere hott; so war das Fuhrwerk aus dem Geleise gekommen. Im Unfrieden war der Bub fort, über das große Wasser.

Nun ging der Doktor die Hoffstatt hinauf, wo schon die Stare in den Kästchen lärnten.

Jetzt kam der Alte den Hausgang hervor. Auf der Schwelle war er im Begriff, die Hand über den Augen, nach dem Stadtweglein auszuschaun, da stand schon der Sohn vor ihm.

„Hat's endlich gelangt?“ und der Doktor streckte ihm die Hand entgegen; da fühlte er, wie diese zitterte. Der Vater hatte keinen guten Tag, er giftelte, häßelte. Er war wieder einmal einzig mit einem Knecht. Mit den Mägden kam er nicht mehr aus. Das sei ein Leben! er kaufe bald lieber ein Dergeli und ziehe im Land herum, als so zu leben. Ein Hund hätte es besser. Alles selber machen, zuerst auf und zuletzt zur Ruh! Das war ein Seufzen und Wehmütigtun, wie bei einem magern Mannli, dem der Weibel jede Woche einmal zwischen Tag und Nacht vor der Türe steht.

Es sei gut, daß es rasch hintenabe gehe mit ihm und er bald bei der Kirche liegen könne. — Dem Sohne schmeckte heute das Essen nicht an Vaters Tisch, sodaß ihm der Bissen im Halse stecken bleiben wollte; er hatte bald genug und legte Gabel und Messer weg. „Es ist niemand, der Euch plagen will,“ jagte er zum Vater, „es ist überall ein Kreuz!“